

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 26 (1936)
Heft: 27

Artikel: Der Ueberwinder [Fortsetzung]
Autor: Aeby, Alfons
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644838>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 27 - 26. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

4. Juli 1936

Bei Sempach. Von Ernst Oser.

Zum 550jährigen Gedenktage der Schlacht bei Sempach am 9. Juli 1386.

Herzog Leopold von Oesterreich,
Ob der kleinen, trutz'gen Stadt verdrossen,
Sammelte sein Heer zum Siege gleich
Wider jene Schar der Eidgenossen.
Doch die Schweizer wurden deß' gewahr,
Da sie hörten, wie der Spott sich brüset.
Ihrer Eintracht Mut in Kriegsgefahr
Flammte auf, mit Gottvertrau'n gerüset.
Mittagsglut lag überm Meiersholz
Dort bei Sempach, als der Kampf entbrannte,
Als der Adelsheeren Wahn und Stolz
Bauernkraft mit Spieß und Wehr berannte.
Hart bedrängt der Eidgenossen Trutz,
Klein das Häuflein gegen mächt'ge Ritter . . .
Doch des Herrgotts ew'ger Schirm und Schutz
Brach auch dort des Feindes Ungewitter.
Arnold Winkelried vom untern Wald
Warf sich in die Wucht der Eisenspeere,
Eine Gasse weitend, und alsbald,
Ueber Heldenblut und Heldenehre

Brach der Schweizer Ungestüm sich Bahn,
Hieb der Ritter Stolz und Wehr zu Schanden,
Bis zerstoben war der eitle Wahn
Und im Sieg die Heimat neu erstanden.
Fünfeinhalb Jahrhunderte dahin,
Seit bei Sempach vor der Schweizertreue
Mußte jäh der Feind von dannen fliehn,
Daß dem Land der alte Bund sich neue.
Gut und Blut mit Freuden dargebracht
War die Losung stets der Eidgenossen,
Die nicht wichen vor der Herren Macht
Und sich nie der kühnen Tat verschlossen.
Brüder! Bleibt des Mannes eingedenk,
Der bei Sempach gab sein eignes Leben.
Seiner Treue herrliches Geschenk
Sei vom Dank des Volkes stets umgeben!
Sempach! Heldenlied aus alter Zeit,
Sei uns Wächterruf im Weltgeschehen!
Mache Herz und Sinn uns stark und weit,
Unentwegt und froh voranzugehen!

Was uns auch die Gegenwart beschied,
Was die Zukunft unserm Weg bereite:
Friede! Sei du uns ein Winkelried,
Der die Freiheit wahrt im harten Streite!

Der Ueberwinder. Roman von Alfons Aeby.

27

Als der Knabe sich wieder beruhigt hatte und schlief, eilte er aus dem Hause und lief nach der Stadt. Der Sommer trieb ihn in die Nacht hinaus.

Auf dem Bahnhof wollte er sie überraschen, wenn sie mit dem Frühschnellzug Reihhaus nahmen.

In Schweiß gebadet kam er an. Der Wind segte durch die Bahnrampen. Ihn fröstelte. Er wartete, lauerte, zitternd, bebend.

Der Zug brauste heran. Leute stiegen aus, Leute stiegen ein. Die Ehebrecher waren nicht dabei.

Der Zug rollte davon.

Die vielen erleuchteten Fenster flühten irrlüchternnd an ihm vorbei und der Rücken des letzten Wagens tauchte mit rotem, höhnischem Lichte in die Nacht unter.

Lothar hob in Verzweiflung die Hände und stürzte ein paar Schritte vor. Dann griff er sich an die Stirne. Besinnung wurde ihm. Sein Kind: allein zu Hause; ohne Mutter!

„Ruth, das konntest du deinem Kinde antun! Ruth, du Weib.“

Er wartete nicht den ersten Morgenzug nach dem Dorfe ab.

Er eilte den Weg zurück, der wiederum ein Leidensweg geworden war.

Der Morgen graute, als er daheim anlangte.

Der Kleine war aus dem Bette gestiegen und lag in der Hausflur auf den Steinfliesen, zusammengekauert, schlafend, Tränen Spuren auf den kalten Wangen.

Lothar tat einen furchtbaren Schrei.

Der Jammer übernahm ihn.

Fridolin Holzer stürzte aus seiner Wohnung.

Der Freund erriet alles.

Trost war hier vergeblich.

Er half mit wirksamer Tat, griff wie eine Mutter in den Haushalt ein, kleidete den Knaben an, bereitete das Frühstück und sparte die mitfühlenden Freundesworte auf später.

Lothar hob sein Kind auf und preßte es an sich, als einzigen Halt im Schiffbruch seiner Ehe.

32. Kapitel.

Die Sonne schien warm in die Wohnung Lothars. Sie überschüttete besonders die gegen Süden gelegene, hübsch geordnete Stube mit goldenem Ueberfluß.

Wie sollte sie nicht gütig und freigebig sein, feierte doch ein Verehrer ihres allmächtigen Lichtes den Eintritt in ein neues Leben.

Lange hatte Lehrer Lothar das Krankenzimmer gehütet. Den Strapazen der gehezten Wanderungen und der Not der getäuschten Seele war der Körper erlegen. Die Fieber einer schweren Lungenentzündung wollten den matten Leib versengen.

Fridolin Holzer und Gertrud Seiler hatten eine Krankenpflegerin berufen. Die treuen Kollegen besuchten selbst täglich den Kranken und lösten sich in Nachtwachen ab. Viel Obfsorge umgab Lothar, aber auch der Tod strich ums Lager.

Endlich siegte das Leben. Sachte ging es der Genesung entgegen.

Die Wärterin war ausgegangen. Diesen Augenblick benutzte Lothar, um die Wohnstube allein aufzusuchen, denn dieser Gang mußte Erinnerungen wecken, deren Auswirkung man vor andern lieber verbarg.

Zögernden Schrittes, sich auf die Möbel stützend, machte er die Runde durch seine vertraute, kleine Welt.

Manches berührte ihn angenehm, manches bedrückte ihn.

Die vielen Bilder an den Wänden, die er in den letzten Jahren kaum eines Blickes gewürdigt, weil sie ihm zu bekannt waren und wohl noch mehr, weil ihr Wesen ihm entfremdet war, entzückten ihn wiederum, als wären sie eben zur Feier seiner Genesung in die Rahmen gelegt worden.

Freudig ergriffen begrüßte er die Bücher, seine Lieblinge! Sorglich strich er mit der Hand über die bunten Reihen. Wie breit waren die Rücken und wie farbenfroh, wie schmal und weiß dagegen seine Hand. Er wollte sich in Zukunft wieder mehr an diese Freunde halten. Die spendeten ungeschmälert Kraft und Lebensfreude. Die waren unverbrüchlich treu.

Auf dem Schreibtisch war die Tinte eingetrocknet, und die Feder war rostig geworden. Wann würde er eine neue

ins volle Tintenfaß tauchen? Von welcher Stimmung würde seine erste Arbeit getragen sein?

Auf dem Tische war der blank polierte Geigenkasten. Man hatte ihn aus dem Winkel gezogen, wo er seit langer Zeit verstaubte. Sene, die Lothar am nächsten stand, hatte selbst die Hülle des Instrumentes nie mit dem Wischer berührt, weil sie des Gatten Spiel nicht leiden mochte. So waren nach und nach alle Saiten bis auf die G-Saite gesprungen. — Bedächtig schloß Lothar den Kasten auf. Die Geige glänzte in der Sonne wie ein Kleinod aus Bernstein. Und siehe, sie war neu besaitet. Fast kam ihn die Lust an, sie in die Hände zu nehmen und erklingen zu lassen. Aber wehmütig schloß er den Deckel; es müßte ein unheimlich dunkles und düsteres Spiel werden.

Hübsch war das Zimmer aufgeräumt und mit Blumen geschmückt.

Das war unverkennbar ein Werk seiner Römerswähler Kollegen, männlich und weiblich.

Diese Aufmerksamkeit tat ihm wohl, aber bewirkte zugleich mit kleinen veränderten Stellungen des Hausrates, daß ihm der Verlust Ruths, mit dem er sich gewaltsam nicht hatte beschäftigen wollen, um so eindringlicher und schmerzlicher zum Bewußtsein kam.

Ermattet sank er in den Fauteuil. Er hatte seinen Kräften zu viel zugemutet.

Der kleine Rudolf spielte auf dem Fußboden mit einer Eisenbahn. Er tat es mit bewundernswertem Geschick. Der Vater lobte ihn. Das Spielzeug war ein Geschenk der Großmutter. Es war ein solch vollendeter Eisenbahnzug, daß Lothar den Verdacht hegte, Claire habe das Kunstwerk gekauft und die Mutter veranlaßt, es zu bringen, als diese gealtert und besorgt ihre Krankenbesuche machte. Claire, welche eine Frau, sie würde die gespaltene Erdkugel wieder verbinden können, vermochte sie doch Bruderzwist aus der Welt zu schaffen. Da klopfte es energisch an die Türe.

Lothar rief ein neugieriges: „Herein!“ Wie tönte es schwach, und früher klang seine Stimme wie der Donner.

Der Sekretarius Moriz Fischlin trat ein. Lothar sah ihn erschreckt an. Durch seine Brust fuhr ein Stich.

Der unliebsame Gast grüßte überschwenglich. In seinem verhugelten Gesicht aber lag eine solche Spannung, als müßten Lachen und Weinen zugleich wie Sturzbäche hervorbrechen.

Lothar spürte seine Wangen sich erhitzen. Er fühlte, der Mann war nicht nur gekommen, um eine Höflichkeitsvisite zu machen.

„Ja, ja, Kleiner“, näselte er zum spielenden Knaben hin, „auch schon eisenbahneln. Ja, ja, alles will in die Welt, in die weite Welt hinaus. Gewiß ein Geschenk von der reichen Tante. Hübscher Bub und hantiert geschickt. — Wie geht es Ihnen, Herr Lehrer?“

„Sie sehen, man lebt“, lächelte Lothar müde.

„Und sehr gut, wie ich sehe. Sie haben wieder Farbe. Die Augen haben wieder gesunden Glanz. Ich wußte schon, daß Sie genesen würden. Heutzutage ist eine Lungenentzündung eine Bagatelle. Sie haben übrigens eine kräftige Konstitution, etcetera.“

Lothar beherrschte sich, um das weiße Urteil zu bestätigen.

Fischlin wurde gleich kühner, suchtelte mit den Armen und vermochte sein Geheimnis nicht länger zurückzubehalten. Er sagte laut: „Nun Sie auf dem besten Wege völliger Genesung sind, scheint mir eine völlige Aufklärung das Beste. Ich habe es endgültig heraus, wer der Vater von Ruth ist.“

Fischlin riß die Augen auf, als sähe er visionäre Dinge.

„So sprechen Sie“, ermunterte Lothar den Besucher und sich selbst. Neugierde und das Verlangen, diesen traurigen Handel einmal beendet zu sehen, ließ ihn Kraft vortäuschen.

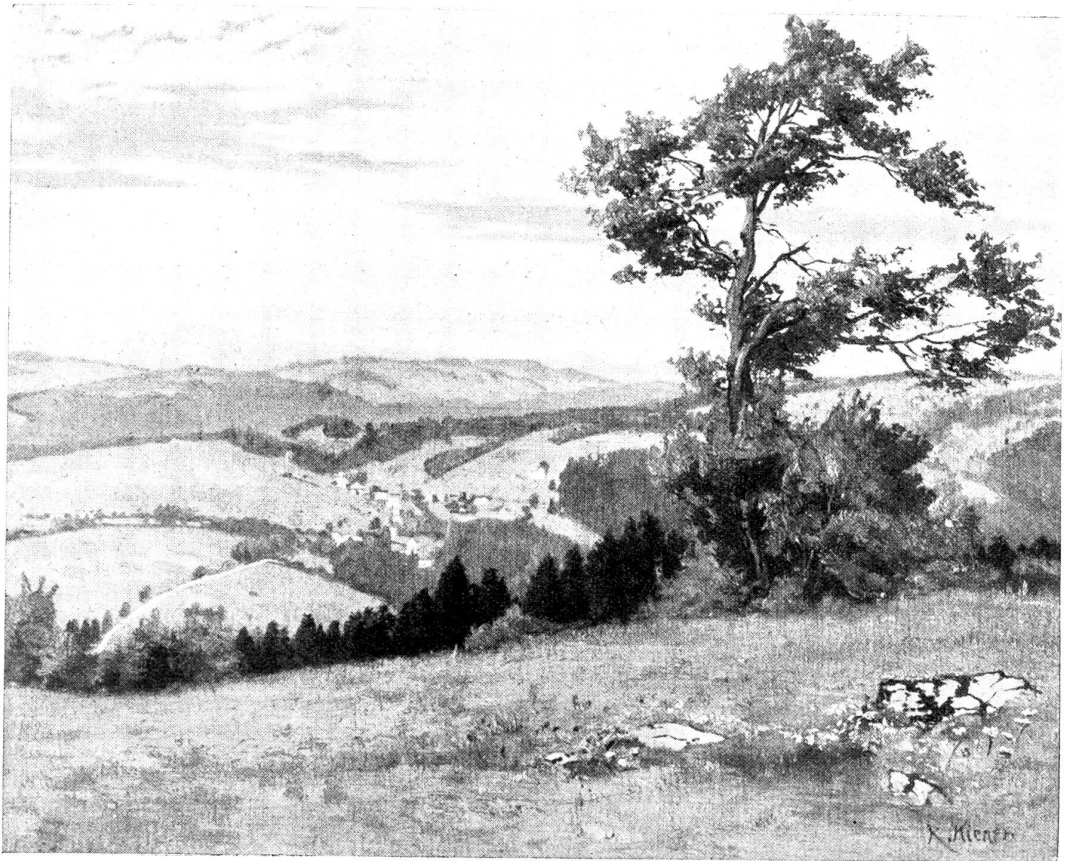
„Alles ist klar, schauerlich klar“, eiferte Fischlin. „Der Vater Ruths ist ein Italiener, ein Pflasterer, Carlo Beretti. Ich erinnere mich seiner, ein Kerl wie ein Teufelsbub, aber schön wie Luzifer. Ich hatte keine Ahnung von diesen Beziehungen. Als Johanna Konkurs machte und sie verreiße, ist in mir der Verdacht von Betrug aufgestiegen. Durch eine Auskunft — ich habe es mir etwas kosten lassen — bin ich gründlich aufgeklärt. Johanna hat den Kerl nie aus dem Auge verloren. Sie durfte den Menschen auch nicht heiraten. Er hatte bereits Frau und Kinder. Aber sie hat ihn mit Geld unterstützt, besonders während des Krieges, und deswegen die Spekulationen und deswegen die Verluste und deswegen der Konkurs und deswegen etcetera, etcetera. Ich ermüde Sie doch nicht, Herr Lehrer?“

Lothar bezwang sich zur Verneinung, obschon ihm war, als presse man seine Brust mit Zangen zusammen.

„Nun ist sie nach Italien verreist“, erzählte Fischlin weiter. „Seine Frau ist gestorben. Er wird nun Johanna heiraten, nach siebenundzwanzig Jahren der ersten Bekanntschaft. Unbegreiflich — etcetera. Und ich habe den Direktor beschuldigt, hätte ihn morden können. Das grenzte an Wahnsinn, etcetera. Aber eine großartige Seite hat die Sache doch. Sie hat Treue gehalten, durch siebenundzwanzig Jahre, allen Verleumdungen und Verwünschungen zum Trotz. Ich habe mich selbst betrogen, ich Narr; wir Narren. Was sagen Sie dazu, Herr Lehrer?“

Lothar sagte nichts. Er saß unbeweglich, er bemühte sich, seine Hinfälligkeit zu verbergen und Interesse zu bekunden. Er ahnte, Fischlin wüßte Nachrichten über Ruth.

Seine Stimme dämpfend, sprach der Gemeindefreiber: „Im Grunde haben Sie, Herr Lehrer, dasselbe getan wie ich. Sie haben an Liebe geglaubt und sind betrogen worden. Aber letzten Endes hat auch Ruth Treue gehalten, nur nicht



Robert Kiener: In den Freibergen.

Ihnen, sondern dem ersten Liebhaber. Wir beide sind Kollegen in der Tragödie der Liebe. Aber ich habe vernommen, Sie hätten den kritischen, wunden Punkt überwunden, wie ich es nun endlich auch getan habe, etcetera.“ Er seufzte jämmerlich.

„Darf ich reden?“ fragte er flüsternd.

Lothar nickte automatisch. Kalter Schweiß bedeckte seine Stirne.

Mit einer wahren Gier des Erzählens legte Fischlin in seiner schwulstigen, bösen Art auseinander, daß sich das Gerücht bewahrte, wonach Franz Hollmann auf der Ueberfahrt nach Brasilien, wo er einer Fabrik vorstehen sollte, seine Geliebte verloren habe. Sie sei an einem hitzigen, tropischen Fieber gestorben. Er sei aus Freundschaft gekommen, um zu verhindern, daß ein elender Zwischenträger dem Lehrer die Nachricht in verschrobener Weise übermittle, etcetera.

Wie im Nebel sah Lothar den maßlosen Sprecher vor sich. Der Eiferer rückte dem Kranken ferner und ferner. Die Gestalt wurde häßlich wie eine Spinne, entschwand im Dunst, und nur diese heisere Stimme blieb. Es war schauerlich, diese Laute zu vernehmen, bald klangen sie wie Hilferufe durch Meeresrauschen, bald wieder wie gurgelnde, wimmernde Schreie Ertrinkender, aber es lag doch Sinn und Bedeutung in diesem Jammer. Lothar erfaßte die ganze zermalmende Wucht, obgleich seine Augen mehr und mehr in Dunkelheit starren, und er selbst wie ein Schiffbrüchiger nach Rettung und Atem rang, um endlich aller Kräfte bar, hilflos unterzutauhen

Lothar brach zusammen.

Fischlin sprang auf: „Was ist denn, Herr Lehrer?“

Er suchte den kraftlos Zusammengefunkenen aufzurichten.

Da brach ein Blutstrom über Lothars Lippen.

„Mein Gott“, schrie Fischlin entsetzt. Dann schickte er den Knaben zu Lehrer Holzer.

Der Kleine lief. Holzer eilte herbei. Man trug den Ohnmächtigen sorgsam aufs Lager. Fischlin eilte ans Telephon, den Arzt zu rufen. Dann kam er zurück und jammerte neben dem Kranken, bis ihn Fridolin suchte aus dem Zimmer schob.

Der Arzt kam und untersuchte. Er kannte seinen Patienten und äußerte gegenüber Holzer die Besorgnis: „Die Blutung ist an sich nicht gefährlich, weil alle Organe gesund sind, aber der Kranke ist sehr, sehr schwach. Eine Bluttransfusion könnte ihn noch retten!“

Fridolin hielt den Atem an. Die Röte schob ihm ins Gesicht, aber ein lichter Glanz in die großen Augen.

Rasch, fast jubelnd sagte er: „Herr Doktor, ich stelle mich zur Verfügung.“

Der Arzt sah ihn überrascht an. Dann prüfte er des Bereitwilligen Puls.

„Ich bin ledig und war nie krank“, unterstrich Fridolin.

„Angenommen“, sprach der Arzt, „aber Sie müssen wissen, daß nur artverwandtes Blut hilft.“

Fridolin nickte und entgegnete: „Ich habe das Gefühl, helfen zu können, und ich will helfen.“

Der Arzt drückte dem Tapferen fest die Hand und sagte: „Ihr Opfer Sinn ehrt Sie, Herr Lehrer Holzer!“

33. Kapitel.

Der Dampfer Brasilia schlenkerte in schwerem Wellengang.

Die Passagiere erster Klasse amüsierten sich im luxuriösen Kino. Ueber das Lichtband rollten tönend Bilder aus aller Welt, dann eine Operette: Der Hai im Hühnerhof, und ein Drama: Mutter und Kind.

Als sich das Drama ankündigte, sagte Franz Hollmann zu Ruth: „Ritsch, komm, wir gehen.“

Ruth erteilte keine Antwort. Sie kuschelte sich in ihren Seidenmantel und deutete damit an, daß sie bleiben wolle.

„Komm“, wiederholte der Mann, sich wuchtig neben der jungen Frau aufrichtend.

Sie warf ihm aus bläsem, müdem Gesicht einen scheuen Blick zu und flüsterte: „Bitte, laß mich hier; ich fürchte mich allein in der Kabine.“

Wieder setzte sich Franz nieder; schroff und ungeduldig kam es über seine genußfeuchten Lippen: „Deine Angst ist nachgerade läppisch. Vor wem hast du dich hier zu fürchten? Ich bin dein Beschützer, und ich schieße jeden über den Haufen, der dir zu nahe tritt.“

Ruth schauderte in sich zusammen. Immer wieder diese Drohung mit den Schußwaffen, wenn ihm etwas in die Quere lief. Es war unerträglich. Scheu entschuldigte Ruth: „Es fröstelt mich jedesmal, wenn ich den Platz wechsle.“

„So geh' zu Bett, bis das Fieber weg ist. Uebrigens belanglose Tropenkrankheit, sagt der Arzt. Das wird besser, sobald wir an Land gehen.“

Franz legte seine schwere Hand auf ihre Schulter. Sie duckte sich wie die Amsel unter dem Griff des Sperbers,

wandte rasch den Kopf und sah aus großen, verängstigten Augen zu ihm auf. Er drohte und befahl mit der ganzen Wucht seines Wesens. Da fürchtete sie sich erst recht und flehte: „Laß mich, bitte, hier. Ich fühle mich hier am wohlsten.“

„Bei dem verdammten Ritsch“, schalt er, drehte sich um und schlenderte aus dem Saale nach dem Rauchsalon.

*

Vor zwei Monaten hatten sie in der Nacht die kleine Welt von Römerswyl verlassen. In einem Rausch von Beweglichkeit und Lust waren sie in die Weite gefahren. Franz Hollmann hatte alles so schlau vorbereitet, daß an keine Verfolgung zu denken war. Alle Brücken wurden abgebrochen. In Rio de Janeiro sollte ein neues Leben beginnen.

An der Riviera nahm das flüchtende Paar den ersten Aufenthalt. Man schwelgte in Luxus und Lebenslust. Ruth ergab sich der Gewalt des Mannes mit der Ergebenheit einer Erlösten; aber rasch verflog der Traum; erschauernd erwachte sie. Aus dem Taumel wurde eine bewußte Hilflosigkeit. Sie fühlte sich in Qual gefangen und vergewaltigt. Ihre zehrende Sehnsucht nach der Weite und einem neuen, besseren Leben hatte einer klaffenden Enttäuschung Platz gemacht. Das mondäne Leben befriedigte sie nicht; es erschreckte sie, ihr Wesen und Wort verlagten darin.

Franz suchte sie leidenschaftlich, fast feindselig fanatisch in seine Kreise zu ziehen. Er überschüttete sie mit Kleidern und Schmuck. Er liebte es, sie in ihrer Schönheit den Menschen vorzustellen; wie eine Ware, dachte Ruth, fraulich sich empörend. Er ermunterte sie, sich frei und ungezwungen zu geben und zu bewegen. Seine Aufforderungen wurden ihr zur Hemmung. Er bedrängte sie mit seinen derben und zweideutigen Wiken, damit sie lachen sollte und übermütig werden. Aber sie errötete oft und lachte nur aus Zwang. Seine Reden und Witze schienen ihr unerträglich als die Plaudereien des Lehrers. Dort hatte sie spotten dürfen; der Lehrer hatte in seiner Güte meist klein beigegeben; dieser Mann aber war der Stärkere, der Gebieter, der alles und jedes zu seinem Dienste bereit haben wollte, so wie Laune oder Lust es begehrt.

Sie wagte keine Widerrede, sie wagte auch keine Bitte, in Stolz und Trotz sich nicht eingestehen zu wollen und dem gewünschten Entführer im leifesten zu verraten, daß sie vielleicht an dem zerbrochenen Schicksal der ersten Ehe mitschuldig sei. Sie hatte den Lehrer verachtet, nun haßte sie ihn, weil sie sich in den Kopf setzte, daß sie durch den Lehrer an diesen rohen Mann hingehekt worden sei, den sie schon als Mädchen gefürchtet hatte und vor dem sie sich nun als Frau von Tag zu Tag mehr ängstigte.

Befreiend atmete Ruth auf, als man endlich an Bord ging. Der Wahn hatte sie gequält, die alte Heimat sei immer noch zu nahe gewesen. Aber je weiter das Schiff fremden Landen entgegenfuhr, desto einsamer und verlassen kam sie sich selbst vor. Sie fürchtete sich vor Franz Hollmanns Geist und Körper. Wenn sie in seinen Armen lag, fand sie aus beängstigender Not keinen andern Ausweg als an ihr Kind zu denken, an das anschniegsame und kosende Wesen, und sie bildete sich ein, die zarte Haut des Knaben zu küssen, statt den rücksichtslosen Mann, dem sie nun verfallen war. Ihr grauste vor einem schlimmen Ende.

(Schluß folgt.)